

Ruth Pucher MC

Kirchenraumpädagogik? – Kirchenpädagogik!

Einladung zu einem fiktiven Gespräch

◆ Die fiktive Einladung ergeht an LehrerInnen verschiedener Fachrichtungen, ErzieherInnen und JugendleiterInnen, FlüchtlingsbegleiterInnen und SeniorenbetreuerInnen, SeelsorgerInnen, TheologInnen und PfarrerInnen verschiedener Kirchen, Ordensleute und Gemeindemitglieder, FremdenführerInnen und Tourismusverantwortliche – kurz: an alle, die Lust haben, Kirchen und Kapellen aktiv in ihre Arbeit einzubinden. Im Gespräch erläutert Sr. Ruth Pucher sehr lebendig wesentliche Bedingungen, Elemente und den Kontext der Kirchenpädagogik. Mit ihren fundierten wie anregenden Hinweisen für Planung und Durchführung gibt sie zugleich beeindruckende Einblicke in ihre eigene kreative und reflektierte Arbeit als Kirchenpädagogin und macht Lust auf mehr. (Redaktion)

Prof. Dr. Ansgar Kreutzer (A.K.), Chefredakteur der Theologisch-praktischen Quartalschrift, eröffnet das Gespräch und fragt Schwester Ruth Pucher: *Ich habe Sie gebeten, einen Beitrag für unsere Zeitschrift zu verfassen und Ihnen als Arbeitstitel „Kirchenraumpädagogik“ genannt. Heute laden Sie uns zu einem Gespräch über „Kirchenpädagogik“ ein. Wo ist der „Raum“ geblieben? Warum war es Ihnen wichtig, den Titel abzuändern? Warum sprechen Sie von „Kirchenpädagogik“?*

Sr. Ruth Pucher (R.P.): Mir ist bewusst, dass viele ReligionspädagogInnen die Bezeichnung „Kirchenraumpädagogik“ oder „Sakralraumpädagogik“ bevorzugen. Damit zeigen sie klar an, worum es ihnen in dieser Disziplin geht – um Kirchenräume, bzw. Sakralräume. Entstanden ist die Kirchenpädagogik natürlich in Kirchenräumen. Thema war aber von Beginn an mehr als der (Innen-) Raum, auch die Fassade oder der Kirchturm wurden in die Arbeit einbezogen.

Ich vermeide, von „Kirchenraumpädagogik“ zu sprechen, weil ich sehe, dass der Begriff einengt und Bereiche ausschließt, die auf jeden Fall dazugehören und berücksichtigt werden müssen. Als Ordensfrau denke ich zum Beispiel an Klöster und Ordensgemeinschaften, die seit Jahren nicht nur ihre Kirchen, sondern auch Teile ihres Wohn- und Arbeitsbereichs für BesucherInnen geöffnet haben. Alternativ könnten wir in diesem Fall von Klosterpädagogik sprechen. Hinzu kämen in den großen Stiften die Bibliotheks- und Archivpädagogik, bei vielen Pfarrkirchen die Friedhofspädagogik. Da gäbe es viele Differenzierungsmöglichkeiten. In dem Namen „Kirchenpädagogik“ ist alles drin. Außerdem geht es in unseren kirchenpädagogischen Einheiten oft auch um mehr als die Bausubstanz und die Einrichtungsgegenstände. Als Kirchenpädagogin bin ich ebenso Repräsentantin der Kirche als Institution oder einfach eine Christin zum Anfassen. Immer wieder werde ich z. B. auf Glaubensinhalte angesprochen, die in ein-

zelen Kunstwerken ihren Niederschlag gefunden haben. Oder ich lade als Kirchenpädagogin bewusst die Gruppe zu einem solchen Exkurs ein.

A. K.: *Können Sie kurz umreißen, wann und in welchem Kontext die Kirchenpädagogik entstanden ist?*

R. P.: Es war Mitte der 1980er-Jahre im evangelisch geprägten Norden Deutschlands, dass der Kirchenraum als „Lernort“ für Schulklassen entdeckt wurde. Lange Zeit hatte man im Religionsunterricht problemorientiert gearbeitet. Ich erinnere mich noch gut an meine eigenen Religionsstunden über Lepra in Pakistan oder den Hunger in der Sahelzone. Gleichzeitig nahm die Säkularisierung in Westeuropa zu. Kinder und Jugendliche hatten oft keinen Begriff mehr von christlicher Glaubenspraxis. Kirchengebäude boten sich da als sichtbare Zeugnisse gelebten Christentums durch die Jahrhunderte an. Sie sind auch ein Beispiel für die Schönheit des Glaubens. Eine der Pionierinnen der Kirchenpädagogik war Inge Hansen im Hamburger Michel, eine andere Christiane Kürschner in der Marktkirche in Hannover.

In Ostdeutschland, noch zu DDR-Zeiten, hatten sich Pfarrgemeinden touristisch relevanter Kirchen, z. B. des Erfurter Doms, Gedanken darüber gemacht, wie sie BesucherInnen, die kein religiöses Vorwissen mitbrachten, ihre Kirchen zeigen und erklären konnten. Sie wollten mehr vermitteln als nur die Kunstgeschichte. Ziel der Bemühungen war es auch, dass sich der Kirchenbesuch bei den Menschen als positives Erlebnis einprägte.

Im Westen und im Osten suchte man etwa zeitgleich nach geeigneten Methoden, um Kinder wie Erwachsene nicht nur auf

der kognitiven Ebene, sondern auch auf der Erfahrungsebene anzusprechen. Ideen aus der Museums- und Theaterpädagogik gaben hierzu wichtige Impulse.

Eine Theologin: *Ich habe gelesen, dass Sie auch Bibliodramaleiterin sind – wie wirkt sich diese Ausbildung auf Ihre Arbeit in Kirchenräumen aus?*

R. P.: Mein erstes Experimentierfeld mit bibliodramatischen Elementen war die gotische Kirche Maria am Gestade in Wien. Dort habe ich mit Gesten der Pfeilerfiguren gearbeitet. Ich lud z. B. die Teilnehmenden einer Führung ein, die Körperhaltungen einer Verkündigungsgruppe aus dem 14. Jh. nachzustellen. Da die Skulpturen auf getrennten Pfeilern einander gegenüberstehen und der Engel keine Flügel hat, sind Zusammengehörigkeit und Thema der Gruppe nicht so leicht zu erkennen. Indem Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Gruppe die Figuren nachstellten, holten wir die steinernen Bilder quasi von ihren Podesten über unseren Köpfen herunter. Wir alle konnten auf diese Weise die Gesten besser lesen und deuten. Im eigenen körperlichen Erleben wurde zudem die Mehrdeutigkeit einer Geste bewusst. Der erhobene rechte Zeigefinger des Erzengels Gabriel [*Sr. Ruth hebt ihre Hand und ahmt die Geste nach*] wurde nicht mehr nur als eine Geste der Ermahnung verstanden, sondern auch als Redegestus und als Richtungsanzeiger: Hier vermittelt einer eine Botschaft vom höchsten himmlischen Thron. „Vom Himmel hoch, da komm ich her.“ Auch Marias geöffnete rechte Hand auf Schulterhöhe wurde nicht mehr nur als Geste der Abwehr, sondern auch als Zeichen des aufmerksamen Hörens und der bereiten Annahme interpretiert. „Wie soll das geschehen? ... Ich bin die Magd

des Herrn, mir geschehe, wie du es gesagt hast.“ (Lk 1,34.38)

Eine Seniorenbetreuerin: *Mit Kindern kann ich mir solche Methoden gut vorstellen – aber wie gelingt das mit Erwachsenen?*

R. P.: Grundsätzlich meine ich, dass alles, was Kinder interessiert und ihnen Freude macht, auch in der Arbeit mit Erwachsenen zum Einsatz kommen kann. Wir tragen alle ein Kind in uns. Bei Erwachsenen braucht es manchmal nur eine andere Einbettung und ein anderes Vokabular. Ich spreche z. B. nie von „Spielen“, sondern immer von Übungen und Suchaufgaben und begründe, inwiefern uns diese Methode helfen kann, die Botschaft der Kunstwerke besser zu verstehen. Wenn ich mehrheitlich kognitiv trainierte Menschen in der Gruppe vermute, bemühe ich mich immer, einer solchen Übung, wie ich sie gerade beschrieben habe, Fakten vorzuschicken. Ich vermittele z. B. zuerst einen Überblick über die Gesamtheit der Pfeilerfiguren in der Kirche, dass nur mehr wenige aus der Gotik stammen, viele in späteren Jahrhunderten aufgestellt wurden. Und ich gebe Kriterien an die Hand, woran man das erkennen kann: das Größenverhältnis von Nische und Figur, die Faltenwürfe und Länge der Gewänder, die Gesichtszüge. Wer sich gesättigt an Informationen fühlt und genug Stoff zum Denken bekommen hat, ist leichter bereit, auch einmal etwas auszuprobieren, dessen Sinn ihm oder ihr nicht sofort einleuchtet.

Hilfreich ist es auch, im Vorfeld den Ausschreibungstext einer Veranstaltung entsprechend zu gestalten. Anstatt eine „Kirchenführung“ anzukündigen, gebrauche ich lieber die Bezeichnung „Kirchenerkundung“, oder ich lade zu einer „Führung mit allen Sinnen“ ein. Das habe ich natür-

lich nicht immer in der Hand. Es kommen auch Gruppen zu mir, die eine klassische historisch-kunsthistorische Führung erwarten. In diesem Fall sind die Begrüßung und Einführung entscheidend. Die ersten fünf bis sieben Minuten erachte ich generell als ganz wichtig für den Verlauf der gesamten Einheit. Ich habe als Kirchenpädagogin die Chance, in der Einführung eine Atmosphäre zu schaffen, die mir in der Folge ermöglicht, tatsächlich kirchenpädagogisch zu arbeiten. Dazu gehört, die Gruppe zu sammeln und die Aufmerksamkeit aller zu bündeln. Aufmerksamkeit ist unerlässlich für die Kirchenpädagogik: Aufmerksamkeit für die eigenen Wahrnehmungen und die der anderen Teilnehmenden. Ferner versuche ich zu Beginn das Vertrauen der Gruppe zu gewinnen; das Vertrauen, dass ich die „Richtige“ bin, die ihr in den kommenden eineinhalb bis zwei Stunden ein lohnendes Programm bieten kann. Dazu gebe ich in der Einführung immer auch eine Kostprobe von meinem Faktenwissen. Die Gruppe soll erfahren, dass ich sehr wohl um die historischen Zusammenhänge weiß und die wichtigsten Zahlen kenne, auch wenn ich beim kirchenpädagogischen Arbeiten nur gelegentlich explizit davon Gebrauch mache. Genauso wichtig in diesen ersten Minuten ist die Einladung an die Gruppe, sich auf die eine oder andere Übung einzulassen und eigene Beobachtungen einzubringen. „Wir lernen voneinander und miteinander.“ Mit diesen Worten motiviere ich die Gruppe zur Beteiligung.

Dies.: *Sie sprachen von eineinhalb bis zwei Stunden in einer Kirche – das kommt mir lange vor.*

R. P.: Ja, Kirchenpädagogik braucht Zeit, mehr Zeit als eine klassische Führung.

Aber die Zeit wird von den meisten Teilnehmenden als kurzweilig erlebt. Kirchenpädagogik in Eile verfehlte ihren Zweck. Oft baue ich bewusst Elemente der Entschleunigung ein. Die Kirche zu umrunden, bevor man sie betritt, ist dafür ein Beispiel. Dadurch wächst ein Gespür für die Größe des Bauwerks. Oder es werden Unregelmäßigkeiten am Außenbau erkannt, die auf Umbauten schließen lassen. Auf solche Entdeckungen kann man im späteren Verlauf zurückkommen. Entschleunigend wirkt auch, beim Betreten der Kirche nicht sofort die Festbeleuchtung einzuschalten. Das Tageslicht – und sei es noch so wenig in der Dämmerung oder am Abend – genügt meistens für einen ersten Eindruck. Die Augen tasten den Raum als Ganzes ab, ohne sich schon in Details zu verlieren. Umso stärker ist dann auch die Wirkung, wenn künstliches Licht dazugeschaltet wird.

Ein Religionslehrer: *Im Religionsunterricht habe ich nie so viel Zeit! Maximal eine Doppelstunde, aber ich muss ja noch die Wegzeiten abziehen.*

R.P.: Ich empfehle Ihnen in diesem Fall, mit Ihrer Klasse öfter in die selbe Kirche zu gehen und jedes Mal *einen* anderen Schwerpunkt zu setzen. Einmal sind es z. B. die Maßwerkfenster – außen und innen, ein anderes Mal das Gewölbe und die Strebepfeiler, die einen solch hohen Bau ermöglichen, beim dritten Mal das Hochaltarbild. Fast jede Kirche lohnt den mehrmaligen Besuch im Unterricht. Vielleicht können Sie auch Kolleginnen und Kollegen, die andere Fächer an Ihrer Schule unterrichten, für diese Exkursionen gewinnen. Im Deutschunterricht könnten Beschreibungen am Kirchenbau geübt werden, in der bildnerischen Erziehung das

Zeichnen oder die Neugestaltung eines Fensters. Im Geschichtsunterricht könnte ein bestimmter Baustil das Gespür für eine Epoche schärfen. Es gibt so viele Anknüpfungspunkte.

Und bitte, unterschätzen Sie nicht Ihre Kirche vor Ort! Die Kirche in der Nähe Ihrer Schule – auch wenn sie touristisch keine Rolle spielt: In den allermeisten Kirchen gibt es etwas zu entdecken. Einmal wurde ich eingeladen, für eine Pfarrkirche in einem Wiener Randbezirk eine Führung zu entwickeln. Bei der Erstbegehung war ich entsetzt. Die Altarwand war in den 1950er-Jahren großflächig mit heroischen Szenen bemalt worden. Die Qualität war mir peinlich. Was sollte ich tun? Ich hatte bereits den Auftrag angenommen. Ratlos las ich in der Bibliothek über die Kunst der Nachkriegsjahre in Österreich – und ich stieß auf Arnulf Rainer, der in dieser Zeit sein Studium begonnen hatte und sich an der Zweit- und Drittklassigkeit seiner Professoren rieb. Um Neues, Besseres zu generieren, hatte er mit Übermalungen begonnen, zunächst seiner eigenen Arbeiten, dann der anderer. Diese Idee griff ich auf: Ich lud die Gruppe ein, das Altarbild zu übermalen und nur das stehen zu lassen, was gefiel. Dazu hatte ich für alle Teilnehmenden Farbkopien des Altarbildes und dicke schwarze Filzstifte mitgebracht. Zuerst überwog die Scheu: „Dürfen wir das?“ Aber dann kam die Lust – und es entstanden fantastische Bilder, die wir auf den Altarstufen „ausstellten“. Wer wollte, konnte kommentieren, was ihm oder ihr bei der Bearbeitung wichtig war – wie es zu diesem Ergebnis gekommen war. In einem Fall waren nur mehr das Gesicht und die Hände Christi zu erkennen; eine andere Teilnehmerin hob ein zartes Bäumchen hervor; wieder jemand anderes hatte konzentrische Kreise um das Zentrum des Bildes gezogen.

Eine Tourismusverantwortliche: *Woher nehmen Sie die Ideen für Ihre Arbeit? Als Touristikerin bin ich immer auf der Suche nach frischen Ideen.*

R. P.: Eine Ideenquelle sind meine beruflichen Ausbildungen. Nach dem Gymnasium habe ich Kirchenmalerin und Vergolderin gelernt. Oft schaue ich deshalb als erstes mit einem handwerklichen Blick auf Architektur und Ausstattung. Ich frage zum Beispiel: Aus welchen Materialien bestehen der Altar und seine Skulpturen? Oft meinen wir ja, Stein oder Metall zu sehen – dabei ist es in Wahrheit Holz, das in vielen Arbeitsschritten kostbar gefasst wurde. Oder es handelt sich um Stuckmarmor, also Gips, der durch und durch gefärbt ist.

Entstehungsprozesse nachvollziehbar werden zu lassen, kann ein Ziel der Kirchenpädagogik sein. So bringe ich z. B. verschiedenfarbiges Plastilin mit. Wir kneten es, bis eine schöne Marmorierung entsteht. Damit kann ich das Prinzip von Stuckmarmor erklären. Mit Pigmenten gefärbte Gipsmassen werden auf der Werkbank verknetet und anschließend in Scheiben geschnitten, die dann auf die Wand oder den Kern einer Säule aufgebracht werden.

In manchen Kirchen habe ich auch Blattgold dabei. Gold übt seit Jahrtausenden eine besondere Faszination auf uns Menschen aus. Sie kennen bestimmt die Frage, wieviel Kilogramm Gold bei der Restaurierung zum Einsatz kam. Die Antwort ist meistens enttäuschend, denn die Blattgoldauflage ist dünner als dünn. Aber wie dünn ist das? Ein zehntausendstel Millimeter – darunter kann sich niemand etwas vorstellen. Wenn ich aber ein Blättchen Gold herumgehen lasse und es schon beim Zweiten oder Dritten nichts mehr

zum Weitergeben gibt, merken sich das alle: Blattgold ist so dünn, dass es in unseren Hautritzen verschwindet. Soweit einige Anregungen aus meiner handwerklichen Ausbildung.

Mein Studium der Kunstgeschichte hat mir viele Bildvergleiche mitgegeben. Ein prominentes Beispiel sind die Anbetungseln Gian Lorenzo Berninis am Tabernakel im römischen Petersdom. Sie knien rechts und links einer Tempelminiatur und verehren das Allerheiligste – mit gefalteten Händen, sichtbar aufgewühlt ob der Nähe und Unfassbarkeit Gottes. Sie wurden tausende Male in barocken Kirchen kopiert, oft bis hin zu Details der Faltenwürfe.

Als Hinführung zu einem solchen Vergleich aus der Kunstgeschichte stelle ich Beobachtungsaufgaben, zum Thema Engel zum Beispiel: An welchen Stellen im Raum können Sie Engel entdecken? Wo berühren sie die irdische Zone? Was drückt ihre Körperhaltung aus? Mit geschärftem Blick gelingt der Vergleich mit den Engeln aus St. Peter umso besser. Solche Suchaufgaben lassen sich leicht auch in eine klassische Stadtführung einbauen, in der die Kirchen am Weg nur kurz besucht werden.

Aber zurück noch einmal zu den Ideenquellen: Ein Kollege von mir, Christian Jordan aus Eggenburg in Niederösterreich, ist als Religionspädagoge ein leidenschaftlicher Musiker. Ihm fällt zu jedem Thema ein Lied oder ein passendes Musikstück ein. Das ist ideal für Kirchenerkundungen. Das eine Mal, als es um Heilige ging und darum, wie sie in Kirchen zu erkennen sind, brachte er seine Gitarre mit und begleitete uns bei einem Lied. Alle konnten mitsingen: „Ach wie gut, ach wie gut, jeder hat ein Attribut...“¹ [Schwester Ruth singt leise den Refrain.] Ein richtiger Ohrwurm!

¹ Wer ist wer? Text und Musik: Kurt Mikula.

Lieder prägen sich ganz von alleine ein – nachhaltiger als jede Erklärung.

Ein anderes Mal, als wir antijüdische Darstellungen im Kirchenraum aufspürten, rezitierte er die katholische Karfreitagsbitte für die Juden – zuerst in der historischen Fassung, die Jahrhunderte lang gebräuchlich war und die Juden als „treulos“ und „verblendet“ verfeimte. Dann hörten wir die heutige Version, aus der Anerkennung und Wertschätzung unserer älteren Geschwister im Glauben spricht. Ein Gespräch über das Verhältnis von Christen und Juden, über unsere eigenen Zugänge zum sogenannten Alten Testament und über die Bedeutung einer achtsamen Wortwahl gelang mühe-los. – Was ich mit diesen Beispielen von meinem Kollegen und mir zeigen möchte: Jede und jeder von uns hat besondere Stärken und Vorlieben. Das prägt auch unseren Zugang zu den Kirchen. Diese persönliche Schiene sollten wir unbedingt für die Kirchenpädagogik nutzen! Fragen Sie sich, worin Sie gut sind, was Sie persönlich lieben, und wenden Sie das auf den Kirchenraum an – das wird auch Ihre Teilnehmenden ansprechen.

Eine Jugendleiterin: *Können Sie auch Literatur empfehlen?*

R. P.: In den letzten Jahren ist sehr viel Literatur zur Kirchenpädagogik auf den Markt gekommen. Bemerkenswert finde ich z. B. ein Buch zur Vorbereitung auf die Firmung, das vom katholischen Kirchenraum ausgeht.² Jede Firmstunde beginnt in der

Kirche und wirft einen Spot auf ein Element des Baus. Daraus wird dann das Thema der Stunde abgeleitet, z. B. am Weihwasserbecken die Erinnerung an die eigene Taufe und die Zugehörigkeit zu Christus.

Für wissenschaftliche Zwecke gelang Holger Dörnemann in seiner Habilitationsschrift eine umfassende Darstellung der Fachliteratur bis zum Jahr 2011.³ Ihm verdanken wir die Bündelung aller kirchenpädagogischen Bemühungen in dem einen Anliegen „Menschen zum Heiligen [zu] führen“. Dieser Gedanke ist in den letzten Jahren für mich zum ersten Korrektiv meiner Arbeit als Kirchenpädagogin geworden. Bei der Methodenauswahl frage ich mich immer wieder, was mehr dazu beiträgt, dieses Ziel zu erreichen. Eine Gefahr der Kirchenpädagogik ist nämlich ihr Aktionismus. Gerade am Anfang kann man leicht in diese Falle tappen: Eine Suchaufgabe hier, ein Rätsel dort, ein Sinn-spruch zum Mitnehmen ... – oft ohne Zusammenhang und Ziel.

Für die praktische Arbeit empfehle ich noch immer gerne eines der frühen Bücher von Antje Rösener und Birgit Neumann aus dem Jahr 2003. Allein das 10. Kapitel ist die Anschaffung des Buches wert.⁴ Darin wird schrittweise die persönliche Erschließung eines Kirchenbaus und seiner Umgebung erläutert – atmosphärisch, inhaltlich, im Blick auf die Zielgruppe und den Kontext. Außerdem finde ich die Einteilung einer Kirchen erkundung in verschiedene Phasen sehr nützlich: Sich sammeln und annähern; Sich einlassen und

² Jens Ehebrecht-Zumsande, *Zu Hause bei Gott*, Firmbuch für junge Leute, München 2010.

³ Holger Dörnemann, *Kirchenpädagogik. Ein religionsdidaktisches Prinzip. Grundannahmen – Methoden – Zielsetzungen*, Berlin 2011.

⁴ Antje Rösener, *Didaktische und methodische Leitlinien kirchenpädagogischen Arbeitens*, in: dies./ Birgit Neumann, *Kirchenpädagogik. Kirchen öffnen, entdecken und verstehen. Ein Arbeitsbuch*, Gütersloh 2003, 60–71.

entdecken; Vertiefen; Ablösen und beenden.

Mit dem konkreten Kirchenraum persönlich vertraut zu werden, erachte ich als die wichtigste Vorbereitung für kirchenpädagogisches Arbeiten. Das kann auf verschiedene Weise geschehen. Ich verbringe in der Regel mehrere Stunden in der Kirche, für die ich eine kirchenpädagogische Einheit entwickle. Ich sitze z. B. lange an verschiedenen Plätzen: vor der Kirche, in der letzten Bankreihe, ganz nahe an einem Pfeiler, in einer Seitenkapelle ... Ich nehme bewusst auch unterschiedliche Haltungen ein: gehen, stehen, knien. Wo kann ich gut beten? Ich beobachte auch, wie sich die Lichtsituation im Laufe des Tages verändert, und wie das Licht mit der Architektur und der Ausstattung spielt. Manche Kirchen sind stark frequentiert. Dann beobachte ich, wer aller kommt, welche Orte die Menschen aufsuchen, was sie tun – oder auch nicht tun. Manchmal ergeben sich Gespräche mit Kirchenbesuchern und Beterinnen. Oft habe ich Glück und treffe dabei zufällig auf die „richtigen“ Leute, z. B. einmal auf eine Frau, die heute in der Kirche den Blumenschmuck richtet. Ich erfahre, dass sie in dieser Pfarre aufgewachsen ist und sich von Klein auf mit der Kirche verbunden fühlt. Als Kind habe sie sich immer gefragt, was ein bestimmter Vers am Triumphbogen wohl zu bedeuten habe, denn sie kannte ein Wort nicht: „Erquickten – Ist das etwas Gutes oder etwas Schlimmes?“ Sie bekam immer Gänsehaut, wenn sie es las, denn sie fürchtete, dass es eine Form der Strafe Gottes war. Erst Jahre später klärte sich das Rätsel für sie auf ... Natürlich baute ich in meine Führung eine Meditation dieses Jesus-Wortes aus dem Matthäus-Evangelium (Mt 11,28) ein: Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt, ich will

euch erquickten. Es gibt so vielfältige Übersetzungen für diese Bibelstelle.

Oder ein anderes Mal traf ich einen Mann, der gelernter Tischler und Holzrestaurator war. Wir sahen uns gemeinsam die Einlegearbeiten der Kirchenbänke an. Er konnte jede Holzart bestimmen und erklärte mir die Herstellung der unterschiedlichen Furniere.

Andererseits ist es hilfreich, gezielt Gespräche mit Ortskundigen zu vereinbaren, z. B. mit dem Pfarrer, der Mesnerin oder einem Mitglied des Pfarrgemeinderats. Oft frage ich auch in der Pfarrkanzlei nach, ob es jemanden in der Pfarre gibt, der oder die sich besonders mit der Kirche beschäftigt hat und schon Führungen anbietet. Dann erhalte ich vielleicht auch die letzte Festschrift zum 800-Jahr-Jubiläum des Ortes oder bekomme Einblick in die Dokumentation des Kunstreferats zur Erfassung aller Kunst- und Kulturgüter.

Solche Begegnungen und Gespräche geben mir Anregungen für meine weiterführenden Recherchen in der Bibliothek oder im Internet.

Eine Ordensfrau: *„Menschen zum Heiligen führen“ – Inwieweit verstehen Sie Ihre Arbeit als missionarisches Projekt?*

R. P.: Ich bin ein missionarischer Mensch. Ich bin eine Missionarin Christi. Wenn ich etwas für gut und richtig erkannt habe, behalte ich es nicht für mich, sondern ich will andere daran teilhaben lassen. Mit fast jeder Entdeckung erfahre ich diesen Auftrag aufs Neue. Das gilt sowohl für meinen Glauben als auch für die Kunst. 2005 wurde ich von meiner Ordensleitung nach Wien gesandt, um Kunst und Spiritualität zu vermitteln. Kurz zuvor hatte ich im Noviziat den Brief der französischen Bischöfe an die Katholiken in Frankreich kennen-

gelernt, der den Titel trug „Proposer la foi dans la société actuelle“⁵. Mit dieser Aussicht, die die Bischöfe formulieren, will auch ich meinen Glauben vorschlagen – als Haltung, als Ausrichtung und Sichtweise, als tragenden Grund meines Lebens. Das ist mein Anliegen auch in der Kirchenpädagogik. Wie wenn bei einem öffentlichen Empfang Häppchen auf einem Silbertablett angeboten werden. Jeder nimmt sich, was ihr oder ihm zusagt. Niemand muss etwas nehmen. Alle Häppchen aber wurden aus bekömmlichen Zutaten und mit Sorgfalt zubereitet. In einer Kirchen erkundung biete ich entsprechend verschiedene Häppchen an, ausgewählte Zugänge zum Bauwerk, zum Raum, zu einzelnen Kunstwerken. Immer wieder lege ich Deutungen aus meiner Überzeugung als Christin hinzu. Ich erzähle, was mir Hoffnung gibt, was ich erwarte, wie ich bete. So erläutere ich z. B., wie ich eine Kniebeuge erlebe: Jede Kniebeuge ist für mich ein leibhaftiges Bekenntnis zur Größe Gottes. „Gott, du bist groß!“ Darin sehe ich sehr viel Ähnlichkeit zum Gebet der Muslime, die immer auch mit dem Körper beten.

Oder bei der Betrachtung eines Bildes von der Aufnahme Mariens in den Himmel füge ich hinzu: Diese Darstellung gibt mir Hoffnung. Ich glaube, dass wir Menschen eingeladen sind, Maria nachzufolgen. Gott wartet auf uns. Indem ich solche Sätze als Ich-Aussagen formuliere, hoffe ich, niemanden zu vereinnahmen. Vielmehr will ich neugierig machen und zum Nachdenken anregen. Oft ergeben sich auch in der Gruppe Gespräche zu dem einen oder anderen religiösen Impuls von mir.

Wenn es mir gelingt, Menschen im Kirchenraum zum Staunen zu bringen,

freut mich das genauso wie ein Austausch über Sinn und Ziel unseres Lebens. Im Staunen halte ich inne und die Tür zum Heiligen öffnet sich einen Spalt.

Ein Flüchtlingsbegleiter: *Waren Sie auch schon mit Muslimen in Kirchen unterwegs?*

R.P.: Ja, mehrmals. Einmal schien der gewählte Termin zunächst sehr ungünstig. Eine Gruppe angehender MoscheeführerInnen wollte am Karsamstag mit mir eine Kirche besuchen. In allen Innenstadtkirchen bekam ich abschlägige Antworten. Schließlich fanden wir ein Zeitfenster in der Konzilsgedächtniskirche in Wien-Lainz, einem Bau aus den 1960er-Jahren. Die Schmucklosigkeit der Betonwände und der gelbe Teppichboden, mit dem die ganze Kirche ausgelegt ist, fanden sofort den Beifall aller: Wie in einer Moschee! So eine Kirche hatte noch niemand aus der Gruppe je gesehen. Im Religionsunterricht oder auf Gruppenreisen waren sie immer in überaus reich verzierten Bauwerken gewesen. Abgeschreckt von den vielen Bildern schienen jene Kirchen nichts mit ihrem eigenen Glauben zu tun zu haben. In dieser modernen Kirche aber fiel der Zugang leichter. Mit Wortkarten beschrifteten wir die typischen Elemente eines Kirchenraums: Altar, Lesepult, Kreuz ... Als ich am Tabernakel das Ewige Licht erklärte, entspann sich ein tiefes Gespräch über Gottes Gegenwart und wie wir sie im Alltag erlebten. Ich empfand eine große Verbundenheit mit meinen muslimischen Gästen durch unseren gemeinsamen Glauben an den einen Gott. Nur sehr selten erreiche ich mit Christen eine vergleichbare Erfahrungsebene bei einer Kirchen erkundung.

⁵ „Den Glauben vorschlagen in der heutigen Gesellschaft“. Der „Brief an die Katholiken in Frankreich“, Traduction allemande du texte des évêques de France, Les Editions du Cerf 1996.

Ein anderes Mal wurde ich als Ergänzung zum Deutschkurs gebucht. Zwei Kursgruppen sollten gemeinsam Wiener Kirchen kennenlernen: Imane und katholische Priester aus aller Welt. Wir hatten einen ganzen Vormittag Zeit, um drei Kirchen zu besuchen, eine mittelalterliche, eine barocke und eine zeitgenössische. Für den Fall, dass es gut lief, hatte ich ein Gebet Mohammeds in deutscher Sprache dabei. Tatsächlich waren sich die beiden Männergruppen im Laufe des Vormittags nähergekommen und hatten nach anfänglicher Skepsis sichtlich Freude an meinen Aufgaben und Erläuterungen gefunden. Ich wagte es also und fragte in der dritten Kirche, ob es für passend empfunden würde, dass ich dieses Gebet vorlas. Ich stellte zur Wahl, es in der Kirche oder auf dem Vorplatz vorzutragen. Alle wurden neugierig auf dieses Experiment und stimmten meinem Vorschlag zu: In der Kirche sollte ich es lesen. Als ich anfang, erhoben sich alle. Das zeigte mir, dass sie meinen Beitrag wirklich als Gebet verstanden. Nachdem ich geendet hatte, stimmten die Priester ein Halleluja an. Danach war es noch einen Moment lang ganz still. Vor der Kirche zückten dann einige Imane ihr Smartphone und baten mich, das deutsche Gebet fotografieren zu dürfen. Vielleicht ist es inzwischen schon bei der einen oder anderen muslimisch-christlichen Begegnung zum Einsatz gekommen. Hier das Gebet im Wortlaut:

Ruhm und Lob Dir – o Allah!
Gesegnet sei Dein Name und
erhaben deine Majestät –

es gibt keinen Gott außer Dir!
Du bist der Schöpfer!
Du hast Sonne und Mond geschaffen,
Du schützt die Ängstlichen,
Du hilfst den Unterdrückten,
Du gibst Nahrung den Kindern,
Du machst die Armen reich,
Du heilst die Kranken,
Du befreist die Gefangenen,
Du vernichtest alle Tyrannen –
zeig mir einen Ausweg
aus meinen Nöten,
gib mir Erleichterung!⁶

A.K.: *Mir erscheint dieses Gebet ein würdiger Abschluss zu sein auch für unser Gespräch.*

R.P.: Vielen Dank für Ihr Interesse! Wer von Ihnen in die kirchenpädagogische Arbeit einsteigen möchte, ist herzlich eingeladen zu unserem neuen „Grundkurs Kirchenpädagogik“⁷, der im Mai 2017 in St. Pölten, Niederösterreich, startet. Die Seminareinheiten haben wir geblockt auf zwei Wochenenden im Frühjahr und Herbst und eine ganze Woche im Juli, damit sich die Anreise auch für Teilnehmende aus anderen Bundesländern oder Deutschland lohnt.

Die Autorin: Ruth Pucher MC, Mitglied der Missionarinnen Christi, Kunsthistorikerin, Mitarbeiterin im Kardinal König Haus, Wien, Bereich Ordensentwicklung: Erwachsenenbildung, Supervision und Prozessbegleitung; freiberufliche Arbeit als Kirchenpädagogin und Kunstvermittlerin, www.ordentlich.at

⁶ „Lob und Preis“, nach einem Gebet von Muhammad, in: Günter Riediger, Im Schutz des Höchsten. Gebete aus Judentum, Christentum und Islam, Kevelaer 2008, 21.

⁷ Der Grundkurs wird angeboten vom Katholischen Bildungswerk St. Pölten. Referierende sind Ruth Pucher, Christian Jordan u.a. http://www.kbw-bildung.at/images/charisma/gk_kirchenpaedagogik.pdf. [Zugriff am 22.12.2016]. Weitere Angebote finden Sie beim deutschen Bundesverband Kirchenpädagogik e.V., s. www.bvkirchenpaedagogik.de.